Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0191-2
DFG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0192-8
DFG

Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen auf des Berges Höhen!“

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munter'm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen:
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborst'ner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde!
Was verfolgst du meine Heerde?“ —

Friedrich v. Schiller.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0193-4
DFG

Paulinzelle.

In friedlich stillen Waldeshallen,
Auf grünem Wiesengrund,
Des Nachts viel fromme Geister wallen,
Wol um die zwölfte Stund';
Sie ziehen hin zu heil'ger Stelle
Und singen alle leis
In der Ruine Paulinzelle
Des Himmels höchsten Preis:
Ave Maria!

Vom altersgrauen Thurme summet
Die Glocke dumpf und schwer,
Bis plötzlich wieder sie verstummet
Und sich nicht rühret mehr.
Wol leuchtet noch des Mondes Helle,
Doch letzter Orgelklang,
In der Ruine Paulinzelle
Verhallt der Lobgesang:
Ave Maria!

Der Priester steht vor der Gemeine
Mit bleichem Angesicht;
Darüber hängt mit hellem Scheine
Der Mond als ew'ges Licht.
Dann schreitet von des Altars Schwelle
Die hohe Procession
In der Ruine Paulinzelle
Bei heh'rem Orgelton:
Ave Maria!

Nach Mitternacht im Morgenwinde
Die Geister geh'n zur Ruh'.
Im Klosterhof die alte Linde,
Die flüstert bang dazu.
Es kräuselt sich der Teich zur Welle,
Das Schilf ist sanft umweht:
In der Ruine Paulinzelle
Steigt auf noch ein Gebet:
Ave Maria!

Müller von der Werra.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0194-0
DFG

Der Rosenstrauch zu Hildesheim.

Bei Hildesheim im nahen Wald
Der laute Ruf der Jagd erschallt,

Fort über Stock und über Dorn
Den flücht'gen Renner treibt der Sporn;

Doch schneller flieht das Wild einher
Vor Kaiser Ludwigs scharfem Speer.

Und jetzt — was hemmt des Rosses Lauf?
Was stutzt der Knappen Troß zu Hauf?

Verloren ward im raschen Flug
Ein Kleinod, das der Kaiser trug.

Ein Kreuzlein war's von hoher Art,
Das fromm und treu er stets gewahrt,

Denn mit des Goldes hellem Schein
Hüllt' es ein heilig Wunder ein.

Und traurig mit der Diener Troß
Lenkt jener um sein schnelles Roß,

Und folgt der Spur von Hufes Schlag,
Ob er sein Kleinod finden mag.

Am Baum, vom Abendgold umsäumt,
Des Himmels zarte Blüthe träumt.

Und seh'! umkränzt vom weißen Rand
Ragt dort ein Stücklein grünes Land,

In seiner Mitt' in Frühlingspracht
Ein Strauch voll frischer Rosen lacht,

Und ganz von ihrer Zier umrankt,
Am Strauch des Kaisers Kreuzlein schwankt.

Der aber neigt sich demuthreich,
Vom Zweige löst er es zugleich,

Drückt dankend es an seine Brust,
Der Himmelsfügung sich bewußt. —

Und bei des nächsten Tages Schein
Stellt Meister und Gesell' sich ein,

Beschieden durch des Kaisers Wort —
Der weiset sie zum Walde fort:

„Wo in des Forstes tiefstem Grund
Der Herr that seine Allmacht kund,

Aus Schnee und Eis die Rose schaut,
Ein schmuckes Kirchlein mir erbaut,

Das unversehrt im Felsgestein
Die Wunderblume schließe ein."

Und fröhlich nach des Meisters Wink
Regt sich die Arbeit frisch und flink,

Im Walde bricht die Wand sich Bahn,
Schnell steigt das Kirchlein himmelan,

Und eh' die erste Lerche singt,
Ein frommes Lied darin erklingt.

Und am Altare treu gepflegt
Der Strauch stets neue Blüthen trägt,

Und breitet durch das ganze Haus
Die zarten Arme liebend aus.

Der harte Stoff will Blume sein,
In Blüthen neigt sich das Gestein,

Schon ist von Rosen Dach und Wand,
Der Thurm bis an den Knauf umspannt,

Und ganz vom Frühlingsschmuck umwebt,
Das Kreuz im blauen Himmel schwebt.

V. v. Ehrhart.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0195-6
DFG

Waldeinsamkeit.

Es stumme Tempelsäulen ragen
Die mächt'gen Stämme aus dem Moos;
Die regungslosen Wipfel tragen
Geheimnißvolle Ruh' im Schooß.

Kein Hauch, kein Laut! — In Ast und Zweigen
Da schläft es, wie ein banger Traum,
Es ist, als pflanzte sich das Schweigen
Im tiefen Wald von Baum zu Baum.

Am Boden, zwischen Dorn und Ranken,
Ein üppig' blüthenreiches Kraut,
Und nirgends Nicken, nirgends Schwanken,
Wie's gern ein Dichterauge schaut.

In Moos und Flechten brütet leise
Ein wundersamer Waldesduft;
Es schwellt und dehnt geheimer Weise
Der Odem Gottes rings die Luft.

Die Sonne sinket und es dunkelt
Auf weitem, baumbedecktem Plan,
Der Wiederschein des Abends funkelt
Die hohen Stämme warm hinan.

Ein Mönch in tief verlor'nem Sinnen
Sitzt tief in Waldes Einsamkeit,
Gedanken zieh'n, Gedanken spinnen
Ein Netz aus längst verharrschtem Leid.

Es schweben vielerlei Gebilde
An seiner Seele Blick vorbei,
Doch eins nur ist ein Bild der Milde,
Die andern Blut und Kriegsgeschrei. —

Ihm deucht, er seh' in duft'ger Bläue
Ein liebestrahlendes Gesicht,
Aus dessen Augen glüh' die Treue,
Die in des Herzens Tiefen bricht.

Ein Lächeln auf dem süßen Munde,
So schwebt sie winkend erdenwärts,
Und ach, der Mönch gedenkt der Stunde,
Wo noch ein heller Born sein Herz.

Das sind dieselben blonden Locken,
In denen er so oft gespielt.
Die Wangen, die er süß erschrocken
So oft an seiner Stirn gefühlt.

O könnt' er ewig steh'n und schauen
Dies holde Bild aus ferner Zeit,
Er wollte neue Himmel bauen
Aus seinem längst verharrschten Leid.

Doch bald in stiller Erkerkammer
Gewahrt er einen Todtenschrein,
Und d'rinnen liegt, o Herzensjammer!
Die minnigliche Blume sein.

Und als der Mönch im Todtenschreine
Die jugendfrische Maid geschaut,
Da fiel der kargen Thränen eine,
Die nur ein Männerauge thaut. —

Alsbald erhob sich in den Zweigen
Ein Flüstern und ein leises Weh'n,
Es war, als tanzten einen Reigen
Die guten Geister ungeseh'n.

Der Mönch mit tiefgeneigtem Haupte
Verließ die grüne Einsamkeit,
Und als der Herbst den Wald entlaubte,
Begrub man ihn und auch sein Leid.

Er liegt an jenem Buchenbaume,
Wo unter'm dichtgewölbten Dach
Sein Herz im süßen Liebestraume
So oft von seiner Bertha sprach.

W. Herchenbach.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0196-1
DFG

E. Krüger.

Waldeinsamkeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0197-7
DFG

Ritter und Mönch.

Es war ein Ritter, tapfer und fest,
Der war des Kämpfens müde worden,
D'rum trat er in einen frommen Orden,
Zu schließen seines Lebens Rest.
Ave Maria.

Der Ritter kein Paternoster wußt'
Und kein Gebet zum Trost im Leben;
Da ward ein Meister ihm gegeben,
Bei dem er beten lernen mußt':
Ave Maria.

Doch hat er also schwer gemerkt,
Daß er, wie sehr er sich thät' plagen,
Nur die zwei Worte lernte sagen,
Die Manchem schon das Herz gestärkt:
Ave Maria.

Die sprach er nun zu jeder Zeit
Vom Morgen, bis es Abend worden,
Ein treuer Bruder in dem Orden,
Mit großer Herzensinnigkeit:
Ave Maria.

Und als er nun entschlafen war,
Ein stiller Greis, ein Lebensmüder,
Da sangen ihm die frommen Brüder,
Das klang gar sanft und wunderbar:
Ave Maria.

In kühler Erd' er Ruhe hatt',
Eine Lilie wuchs aus seinem Munde,
Die gab vom frommen Schläfer Kunde,
In Golde glänzt auf jedem Blatt:
Ave Maria.

Julius Hammer.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0198-3
DFG

Heinrich der Vogler.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wolgemuth,
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgensonne Gluth.

In Wies' und Feld und Wald und Au
Horch! welch' ein froher Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffenklang:
„Daß Gott, die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!

Ei nun, was gibts?" — Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an,
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht' ihr da, sagt an?"

Herr Heinrich schaut so fröhlich d'rein:
„Wie schön ist heut' die Welt!
Was gilt's, heut' gibt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das goldgelockte Haar;
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschaar?"

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! Hoch
Des Sachsenlandes Stern!"

Dies rufend knien sie vor ihn hin
Und huldigen ihm still,
Und rufen als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will'!"

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
Hinauf zum Himmelszelt.
„Du gabst mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie dir's gefällt."

Joh. Nepomuk Vogl.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0199-1
DFG

Die getreue Alte von Husum.

„Ein köstlich Winterfest gibt's heut'!“
So tönt's in allen Straßenecken,
Der Morgensonne Strahlen wecken
Ganz Husum auf zur hellen Freud'.
Vom Nordstrand her das Eis so klar
In all' die jungen Augen flimmert —
„Ein' Festsaal gibt's, wie ihn fürwahr
Kein Meister schöner hat gezimmert!“

Sie durch den Frost in Spiel und Scherzen.
Ja Alles, Alles zog hinaus
Mit seinen Freunden, seinen Lieben,
Nur in dem kleinen Schifferhaus
Ist ganz allein zurückgeblieben
Ein altes, krummes Mütterlein;
Der müden Augen trüber Schein,
Die dürre Hand, die welken Wangen

Man schlägt die Zelte lustig auf,
Und Jung und Alt zieht nach dem Eise
Zu Tanz und Spiel und Schlittschuhlauf.
Es laben sich an Trank und Speise
Die Alten, und die Jungen eilen
Dahin gleich leicht beschwingten Pfeilen.
Die Geige klingt, die Flöte ruft;
Wie warmer Hauch der Sommerluft,
So zieht die Lust der jungen Herzen
Frisch durch des Wintertages Pracht,
Und hell, wie Lerchenjubel, lacht

Nicht mehr zur Lustbarkeit verlangen
Der Festgenossen dort beim Mahl,
In ihrem hellen Wintersaal.

So sitzt sie still am Ofen hier
Und Gott ist ganz allein bei ihr,
Die Uhr nur ticket an der Wand,
Der Sperling pickt am Fensterrahmen
Den von ihr hingestreuten Samen.
Sie nimmt das Bibelbuch zur Hand,
Und ernst das Auge d'rauf gebeugt,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0200-8
DFG

Läßt sie die Stunden still verrinnen
Im Lesen, Beten, frommen Sinnen;
Doch manchmal auch an's Fenster keucht
Sie hin und spähet durch die Scheiben.
Hoch auf dem Damm liegt frei das Haus,
Und weithin kann sie seh'n hinaus
Auf's Eis und in das frohe Treiben.

Ihr blonder Fritz ist auch dabei,
Ihr liebstes Enkelkind, ein Knabe
Von sechszehn Jahren, keck und frei,
Recht ihrer alten Augen Labe;
Und wenn die kalte Luft ihr bringt
Den Klang der Flöten und der Geigen,
Dann denkt sie, wie der Junge springt
Jetzt fröhlich dort im Festesreigen.
Und um das Herz wird's ihr so warm,
Als wenn sie selbst noch einmal wieder
Sich wiegte in des Liebsten Arm
Im Mädchenkranz und blanken Mieder.

Das ist wol lange, lange her! —
Den Mann, den Sohn verschlang das Meer,
Die Tochter ruht im kühlen Grabe,
Das kleine Haus, in dem sie oft
Gewartet hat, gezagt, gehofft,
Ist ihre einz'ge Erdenhabe;
Ihr blonder Fritz soll's einmal erben,
Wenn's mit ihr kommt zum sel'gen Sterben.

Schon lange stieg der Mond empor
Und glänzt so hell, fast wie die Sonne,
Noch in des Winterfestes Wonne;
Und heller klingt der Lieder Chor
Zum alten Mütterchen herüber,
Das still jetzt an dem Fenster steht
Und achtsam in die Ferne späht,
Und dessen Blicke immer trüber
Auf einem kleinen Wölkchen liegen,
Das dort im Westen aufgestiegen.

Die wol erfahr'ne Schifferfrau
Sie kennt zu gut nur, zu genau
Das kleine, böse Wetterzeichen,
Des Sturmes Bote, der so schnelle
Losreißt das Eis der Meereswelle.
O, weh! kalt um die Stirne streichen
Fühlt sie ihn schon wie Grabeshauch —
Ach, seh'n wol die da d'rüben auch
Das böse Wölkchen, das so dicht
Sich schon zusammen zieht am Himmel?
Das ihr gleich einem Schreckgesicht
Zu drohen scheint nach dem Gewimmel
Der Fröhlichen dort auf dem Eise,
Und um sie zieht des Todes Kreise.

„Ach, könnt' ich doch ein Zeichen geben,
Wie nah' Gefahr euch droht und Tod!"
So seufzet tief in bitt'rer Noth
Die alte Frau, die schwer sich heben
Vom Stuhl nur kann, sie ist so lahm,
Kann kaum noch bis zur Thüre schleichen,
Ihr Bett nur mühsam mehr erreichen;
Zwar in die welke Hand schon nahm
Ein Tüchlein sie und ließ es weh'n
Doch Keiner, Keiner hat's geseh'n! —

Sie ruft, sie schreit, so laut sie kann,
Den armen, schwachen Odem zwingend,
Daß er hinfliege, Warnung bringend;
Doch wie von einem Zauberbann
Scheint dort die frohe Schaar umfangen,
Der Liebe Ruf, dem Todesbangen,
Entgegen schallen wie zum Spott
Nur immer hell're Freudentöne —
O, Husums Töchter! Husums Söhne!
Du frische Jugend — Gnad' dir Gott! —
O, wie du taumelst sorgenlos
In deines nahen Grabes Schooß!
Kommt denn kein Engel her, zu warnen
Wo euch Verderben will umgarnen,
Das schnell, wie sich bewegt der Zeiger
Dort an der Uhr, euch all' erreicht,
Das, drohend wie ein dunk'ler Geier,
Schon schaurig durch die Lüfte streicht? —

Die treue Alte ist gesunken
Auf ihren harten Ofensitz
Und starret in des Feuers Funken;
Da fährt es plötzlich wie ein Blitz
Durch ihre bange Seele — ha!
Das hat der Herr ihr eingegeben!
„Das übersehʼn sie nicht! — ja, ja!
Es soll gescheʼn!" — Die Lippen beben

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0201-4
DFG

Der alten Frau, wie sie es spricht
Und bläßer wird ihr Angesicht,
Doch stark und muthig bleibt ihr Herz,
Das oft ertragen Sturm und Schmerz,
Das halb ja schon im Grabe weilet
Und jetzt ohn' Zaudern sich beeilet
Zu retten, was dem Leben theuer.
Sie hebt sich mühsam von der Bank
Und fachet wieder an das Feuer,
Das schon zur letzten Kohle sank;
Es soll fortan sie nicht mehr wärmen,
Doch warum soll sie d'rum sich härmen?
Die Liebe brennt im Herzen ihr
Wol stärker als die Flamme hier.

Noch einmal blickt sie ernst und stumm
Sich in dem kleinen Stübchen um,
Wo gnädig ihr der Herr gegeben
Ein friedlich', unbeflecktes Leben.
Dann nimmt getrost sie einen Spahn
Und zündet ihn am Feuer an
Und steckt ihn tief in's dürre Stroh
Des Lagers, das so lang getragen
Der alten, müden Glieder Plagen.

Schnell flammt empor es lichterloh
Und leckt hinauf an dem Gelände
Der Fenster, durch die leichten Wände
Des Stübchens fährt es hin, und jach
Schlägt hoch die Flamme durch das Dach,
Weit leuchtend hin in heller Pracht,
Wie eine Fackel durch die Nacht.

Die Alte ist auf Fuß und Hand
Gekrochen über ihre Schwelle,
Ach, nicht so sicher und so schnelle
Als ihres Häusleins Todtenbrand!
Doch schonen sie die gier'gen Flammen
Und in dem kalten Schnee zusammen
Sinkt sie und steht in frommer Ruh'
Dem Brande ihres Opfers zu.

Bald auf dem Eise Jeder schaut
Den Schein, der hell von Husum schimmert
Und blutigroth am Himmel flimmert,
Und „Feuer — Feuer!" ruft es laut
Aus Aller Mund „es brennt, es brennt!
Nach Husum fort!" — man fährt und rennt,
Im wirren Durcheinandereilen —
Und Keiner mehr will länger weilen.

Schnell steht der Festsaal öd' und leer,
Doch kaum der Letzte ist vom Eise,
Da fährt der Sturm schon über's Meer
Und spielet eine rauh're Weise,
Als die hier eben erst verklungen;
Schnell hat er ihrer Hast entrungen
Die wilde, leicht gereizte Fluth,
Die in des Eises Banden ruht.
Horch — horch! wie sie da unten grollt
Und immer stärker aufwärts rollt! —

O, treue Alte sei gepriesen,
Daß du den Rettungsweg gewiesen!
Rasch bricht herein die finst're Macht,
Der Elemente Zorneswuth,
Des Meeres trotz'ger Kampfesmuth.
Das bricht und knattert, dröhnt und kracht!
Wie dumpfen Donner hört man rollen
Heran die fernen Eisesschollen,
Die wilden fessellosen Wogen
Läßt stürzen, wie ein Kriegesheer,
Aus seinem off'nen Schooß das Meer;
In einem Un hinabgezogen
Ist all' der leichte Festestand:
Die Zelte, Bänke, Schlitten, Wagen,
Die kaum die Fröhlichen getragen,
Sind schneller, als man kehrt die Hand,
Im wilden Strudel fortgetrieben
Und von des Sturmes Faust zerrieben.

Die Fliehenden erstarrt und stumm
Steh'n auf dem Wege still und schau'n
Nach dem verlass'nen Platz sich um,
Und Dank, gemischt mit Todesgrau'n
In allen Herzen, flieh'n sie weiter.
Den Mond, der kaum so hell und heiter
Belacht mit ihnen und gefeiert,
Hat rabenschwarze Nacht umschleiert;
Doch hält sie auf dem Weg verbündet
Der heil'gen Liebesfackel Brand,
Der ihnen leuchtet, von der Hand
Der treuen Alten angezündet:
Das Flammendach, wie in dem Sturm
Dem Schiffer winkt des Meeres Thurm;
Und ahnend dringt's durch jede Brust
Was dieses Licht verkünden sollte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0202-0
DFG

Und Jeder hat es jetzt gewußt,
Was sein getreues Winken wollte.
„Großmutters Haus!“ so ruft der Fritz,
Der Erste, der den Raum beschritten
Des Brand's mit seinem schnellen Schlitten;
„Zerstört der sel'gen Eltern Sitz!
Großmütterlein! und wo bist Du?“
Da weht ihm durch den Nachtwind zu
Ein Laut, durchbebt von Glück und Weh —
Und wärmt die todeskalten Wangen
An seinem jungen Angesicht.

„Vergib, daß ich dein Haus verbrannt,“
So flüstert sie an seinem Herzen,
„Ich hatte keine and'ren Kerzen,
Und lahm, weißt du, ist Fuß und Hand;
Für Husum hab' ich's hingegeben,
Für Husum und dein liebes Leben!“

Man sucht — und sieh'! da sitzt im Schnee
Zusammen fest in sich gekauert
Die treue Alte, frostdurchschauert.
Von Furcht und Zweifel wol gequält,
Die Schritte sie der Nah'nden zählt:
„Sie kommen! — her hat sie getrieben
Mein Feuerchen! — nun, Gott sei Dank!
Und ist auch Keiner dort geblieben?
Ist Keiner, der im Meer versank? —
Ob wol der Fritz? —“ die Stimm' ihr bricht —
Es hält der Enkel sie umfangen
Gelöscht indeß hat man die Flammen,
Das kleine Häuschen sank zusammen,
Und als der letzte Balken kracht,
Da hebt man auf die treue Alte
Und trägt auf einer Bahre sacht
Sie durch die Nacht, die sturmeskalte,
Auf weich'res Lager sie zu legen,
Zu decken sie und sanft zu hegen
Die müden, halb erstarrten Glieder.
So lieblich ruhte sie wol nie.
Mit einem Segenswunsch für sie

Legt Alles sich in Husum nieder,
Und jede Mutter sorgt, daß falte
Ihr Kind sein Händchen für die Alte.

Es tobt der Sturm sich aus die Nacht
Und auf die kleine Brandesstätte
Ließ sie auch dieses Häuslein leer
Und wohnte d'rinn nicht länger mehr.
Die Engel haben sie getragen
Hinauf zur gold'nen Gottesstadt,
Die viel der festen Häuser hat,
Und wo auch ihr eins aufgeschlagen

Der Morgen schaut mit milder Pracht,
Doch als man zu der Alten Bette
Hintritt, da liegt ihr Leib gestrecket;
Vom letzten Sturmesschlag geschrecket
Stand von des höchsten Meisters Hand,
Das nicht verheeret Sturm und Brand,
In dem der ew'gen Heimath Frieden
Als Lohn der Treue ihr beschieden.

Katharina Diez.

Childe Harold.

Eine starke, schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verstummten
Leichenhäter sitzen d'rin.

Todter Dichter, stille liegt er,
Mit entblößtem Angesicht;
Seine blauen Augen schauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingt's als riefe
Eine kranke Nixenbraut,
Und die Wellen, sie zerschellen
An dem Kahn, wie Klagelaut.

Heinrich Heine.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0204-1
DFG

Zwei Harfen.

Durch der Seele Tiefen klingend,
Weht in mir ein Harfenpaar,
Brausend tönt das Spiel der einen,
Das der andern sanft und klar;
Zwei der Kräfte, die sich hassen,
Gaben ihnen Klang und Laut,
In den Saiten wettert diese,
Jene küßt' sie leis' und traut.

Wie von Fels auf Felsbett stürzend
Wild der Katarakt erdröhnt,
Wie wenn Donnerkeile rasen,
Dumpf es durch die Bergschlucht stöhnt,
Wie der Sturz der fessellosen
Schneelavin' im Thal verhallt,
Also auch die eine Harfe
Mir im Busen dröhnend schallt.

Doch wie über Rosenhaine
Zephyr haucht den Morgenkuß,
Wie aus fernen, fernen Welten
Der Geliebten leiser Gruß,
Wie bei Nacht sich's still harmonisch
In Cypressenwipfeln regt,
Tönt der andern Harfe Lispeln,
Zart von milder Kraft bewegt.

Hätte doch die beiden Kräfte
Gleiches Streben hold vereint!
Unbesiegbar, unversöhnbar
Bleiben sie sich ewig feind;
Bis die letzte Sait' in Trümmer,
Jede Harf' in Staub zerbricht,
Dann befeinden sie sich nimmer,
Aber, ach — sie tönen nicht!

Anastasius Grün.

Wo eine Freude an die Brust der andern,
Und wo der Gram an's Herz der Liebe fällt,
Da laß uns heiliger vorüber wandern,
Da feiert eine Engelwelt.
Sei hochbeseligt oder leide,
Das Herz bedarf ein zweites Herz,
Getheilte Freud' ist doppelt' Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Chr. A. Tiedge.

Der Löwenwärter.

O Löwenwärter, kühner Mann,
Von heißer Sonne gebräunt,
Mir graut, wenn ich dich kosen seh'
Mit deinem furchtbaren Freund!
Doch graut mir mehr vor deinem Aug',
Als vor des Löwen Blicke,
Es grollt, wenn du der Heimath denkst,
Dem Leben und Geschicke.

Jetzt streichelt dem Genossen er
Das zottige Mähnenhaar,
Jetzt schlingt er seinen braunen Arm
Ihm um den Nacken gar;
Und jetzt, wie ist sein brennend' Aug'
Auf einmal mild geworden! —
Solch' Schmerzensauge zähmet wol
Der Wüste wildeste Horden.

Es sinket das Haupt ihm auf die Brust,
Als wär' es schwer und müd'
Von eines Gedankens lastender Qual,
Der ihm das Hirn zerglüht;
Auf seinem stummen Munde zuckt
Ein tiefes, unendliches Wehe;
Der Löwe schaut ihn traurig an,
Als ob er ihn verstehe.

Mit dumpfem Heulen schmiegt er sich
An den betrübten Mann,
Und bietet ihm den gewaltigen Leib
Zum weichen Polster an.

Wie schlummertrunken streckt er sich
Und athmet, stille liegend,
Mit seines Hauches Ebb' und Fluth
Den Freund zur Ruhe wiegend.

Der träumt vom duft'gen Palmenhain
In seinem Vaterland, -
Wo seine Bambushütte still
An kühler Quelle stand;
Doch plötzlich fährt er stöhnend auf,
Die bleiche Lippe bebte,
Auf der mit einem Jammerlaut
Ein fremder Name schwebte.

O friedeloser Fremdling du,
Bezwinge nun dein Herz!
Soll eines Löwen starker Freund
Vergeh'n in feigem Schmerz?
Hör' auf zu grollen dem Geschick,
Weil es die Rose pflückte,
Die einen schönen Lenz hindurch
Dich schmückte und beglückte.

Die Blüthe süßer Liebeslust
Vergeht, wie alles Blüh'n;
Doch wenn aus theurem Aschenstaub
Die letzten Funken sprüh'n,
Dann zeige, daß dein Herz nicht mehr
Die Feuerprobe scheue, —
Das ist der echte Löwenmuth,
Das ist die echte Treue!

Julius Hammer.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0206-2
DFG

Des Räubers Bekehrung.

Sein rothes Gold verstreuend,
Neigt sich des Tages Strahl;
Ernst steht der Wald, wie dräuend
Setzt er den Fuß zu Thal.
Der Reiher stößt vom Kolke,
Die Schwalbe streicht am Sumpf,
Und über'm Wald die Wolke
Von schwarzem Krähenvolke
Krächzt durch die Wipfel dumpf.

Den scheuen Schritt beeilet
Der wegemüde Mann;
Kein ländlich' Kind verweilet
In Dickicht mehr und Tann'.
Ein Dämmern d'rin sich breitet —
Ein Rauschen wandelt mit;
Der Fuchs nach Raub entgleitet
Und tief im Walde schreitet
Der lauernde Bandit.

Dort hält er am Gesteine,
Der Räuber und sein Hund;
Wie still im rothen Scheine
Die Teiche ruh'n im Grund!
Er steht die Gluth entfärben,
Noch zucken hier und dort —
„Blut", spricht er leise, „sterben" —
Und pfeift mit einem derben
Pfiff die Gedanken fort.

Doch die Gedanken greifen
Und halten ihn im Bann,
Er läßt die Blicke schweifen
Verloren ab und an.
Wie fremd erscheint die Gegend
Im gelben Widerschein.
Kein Blättchen sich bewegend,
Kein Hauch die Flügel regend —
Allein! er ist allein.

Ein Zauber webt im Grunde,
Ein Zauber an den Höh'n;
Nachklingt verklung'ne Kunde
Von Tagen fern und schön.
Er will ein Lied sich pfeifen:
„War einst ein Schütze gut" —
Doch irr' die Töne greifen,
Doch wirr' die Blicke schweifen
Fernab in Waldeshut.

„Das schlanke Reh zu jagen,
Das gab ihm kecken Muth —
Nun liegt der Mann erschlagen —
Das ist ein ander' Blut.
Im Tann' des Försters Leiche" —
Der Räuber pfeift nicht mehr;
Er lehnet an der Eiche,
Das Haupt gesenkt, das bleiche —
Wie ist die Luft so schwer!

Da regt sich's ihm zu Füßen;
Dumpf schlägt die Dogge an.
Er läßt die Stirne büßen
Der Träume schweren Bann.
„Still, Narr, sei still!“ Es zittert,
Es hebt der Hund voll Wuth
Den breiten Kopf und wittert —
Horch! fern ein Ton erzittert —
„Blut, Nero, Menschenblut!“

Des Hundes Augen funkeln,
Gluthräder, rollend auf —
Pst! aus des Waldes Dunkeln
Jetzt deutlich klingt's herauf.
Stumm lehnen sie am Hange —
Die Zeit rückt schleichend vor —
Der Hund, geduckt zum Fange,
Der Räuber an die Wange
Gelegt das Feuerrohr.

„Dem Teufel Dank! zur Stunde
Noch kommt der rechte Fang:
Des Krämers Thier, im Grunde
Beladen zieht's entlang!“ —
Man hört es lispelnd streichen,
Ein Klingeln dann und wann. —
„Laß uns das Wild umschleichen!
Merk' wol, mein Hund! die Zeichen
Und stelle deinen Mann!“ —

Jetzt um den Vorsprung biegend
Nah — näher — Schritt um Schritt!
Mit Pulsen, wild und fliegend,
Erhebt sich der Bandit:
„Halt! so dir lieb dein Leben!“
Vorspringt der Mordgesell;
Er will die Büchse heben —
Da faßt er krampfhaft eben
Noch in des Hundes Fell.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0208-4
DFG

Hat ihn ein Blitz getroffen?
Hat ihn ein Schlag gefällt?
Das Auge, reglos offen,
Auf der Erscheinung hält.
Kein Maulthier, das beladen
Mit Schätzen zieht entlang:
Auf des Berufes Pfaden,
Das Sakrament der Gnaden,
Des Glöckleins frommer Klang.

„In des Erlösers Namen!“ —
Ruft eine Stimme lind,
Und aus der Bäume Rahmen
Vortreten Mönch und Kind.
Der Pater, wie zum Segen,
Hoch hebt er die Monstranz;
Kühn schreitet er entgegen
Dem Tod auf dunklen Wegen,
Umleuchtet schon vom Glanz.

Ein Paternoster lange
Der Meßnerknabe lallt,
Doch mit gewalt'gem Klange
Des Priesters Stimme schallt:
„Hinweg, du Nachtgefährte!
Es schmachtet nach dem Heil
Der wunde Senn' der Heerde
Geb' Gott, daß ihm noch werde
Der Gnade süßes Theil!“

Und fürbaß will er ziehen,
Da faßt es ihn am Kleid,
Da stöhnt's an seinen Knieen,
„Auch mir — Barmherzigkeit!“
Der Priester neigt die Spende,
Das hehre Gotteslicht —
Der Räuber, ob es blende,
Er knieet und schlägt die Hände
Verzweifelt vor's Gesicht.

„Gelobt sei“ — spricht der Pater —
„Gelobt sei Jesus Christ,
Der Heiland, der vom Vater
Den Sündern kommen ist!“ —
Was ferner sie gesprochen
Allein der Wald vernahm.
Der Räuber liegt gebrochen;
Des Mönches Schläfe pochen,
Sein Aug' umdunkelt Gram. —

Geendet ist die Beichte.
Ward Gnade ihm verlieh'n?
Der Priester, der erbleichte,
Er neigt sich über ihn.
Und da sich Beide trennen,
Der Eine wandelt sacht
Dort, wo am Haus des Sennen,
Die gold'nen Lichter brennen,
Der And're in die Nacht. —

Julie Ludwig.

Schlangenkönig.

Im Forst von Lys, am tiefen See
Erglüht die Mittagstunde;
Die hundertjährigen Eichen steh'n
Verschlafen in der Runde.

Kein Lüftchen geht, man hört von fern
Den Specht in Waldesmitten;
Da kommt der Spielmann durch den Busch
Der braune Gesell' geschritten.

Er trägt ein Wamms von Flicken bunt,
Trägt Farr'nkrautblüth' am Hute,
Sein schwarzes Auge blitzt und lacht,
Er singt mit lachendem Muthe:

„Ich bin des grünen Waldes Kind;
Die Thierlein kennen mich alle.
Woher ich komme, das weiß der Wind,
Der Wind, wohin ich walle.

Des Bauern lach' ich hinter'm Pflug,
Des Grafen hoch im Saale,
Mein Truchseß ist der Brombeerstrauch,
Mein Schank der Quell im Thale.

Er zieht hervor die Pfeif' aus Rohr,
Den Klang versucht er leise;
Fremdartig durch die stille Luft,
Verlockend schwillt die Weise.

Im Winter schlaf' ich bei dem Fuchs,
Im Lenz auf sonnigen Rasen,
Und wird die Weile mir lang' einmal,
So heb' ich an zu blasen!"

Sie jauchzt wie wirbelnder Lerchenschlag,
Sie klagt wie Unkengestöhne,
Wie Kinderjubel und Todesqual
Lachen und weinen die Töne.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0210-4
DFG

Und wie er sanft und sanfter bläst,
Da regt sich's in den Büschen,
Da kommt es geschlüpft durch's hohe Gras
Mit leisem Rieseln und Zischen.

Jetzt hebt sich vom Boden ein grünes Haupt
Auf grünem, gleißendem Rücken,
Zwei Augen glüh'n wie Edelgestein
Und funkeln vor Entzücken.

Das ist die Schlangenkönigin,
Sie kommt bezaubert vom Schalle,
Und hinter der Alten wie Heeresgefolg'
Die Nattern des Waldes alle.

Sie schließen den Kreis gleich wie zum Reih'n,
Und ringeln und züngeln vor Wonne,
Um ihre schillernden Leiber spielt
Durch's Laub der Strahl der Sonne.

Und steh', nun schlüpft um des Spielmann's Hals
Die Königin zärtlich und leise,
Er kennt das Liebkosen der Freundin schon
Und bläst die schmelzendste Weise.

Doch als des Schall's ihm dünkt genug,
Da setzt er vom Munde die Pfeife;
Die Schlange, wonnegesättigt, löst
Langsam die glänzenden Reife.

Und gleitet hinweg durch's wogende Gras
Und sucht ihr Nest in den Tannen;
Die Schwestern schießen ihr rauschend nach,
Der Spielmann wandert von dannen.

Er singt: „Ich bin des Waldes Kind,
Die Thierlein kennen mich alle;
Woher ich komme, das weiß der Wind,
Der Wind, wohin ich walle!"

Emanuel Geibel.

Waldfräulein.

In einer freien Stelle
Im tiefen Eichenwald,
Wie glänzte da so helle
Des Waldfräuleins Gestalt!

Und wie die andern Eichen
Also erschien sie ganz;
Doch thät' ihr jede weichen
An Herrlichkeit und Glanz.

Ihr Leib war stolz und prächtig;
Sie trug ein grünes Kleid;
Die Krone stark und mächtig,
Der Thau ihr Krongeschmeid'.

Ihr Haar war eichenblättern;
Eichhörnchen aus dem Hain
Gar ernsthaft kam mit Klettern,
Haarnadel ihr zu fein.

So stand sie da, o Wonne,
Mit Augen hell und klar
In Thau und Morgensonne
Und strahlt' ihr gold'nes Haar.

Und über alle Gipfel
Der Wälder sah sie weit
Und schüttelt' ihre Wipfel —
Die Fee Waldeinsamkeit.

Heinrich Pröhle.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0211-0
DFG

Jung Sigurd.

Jung Sigurd war ein Wikinger, stolz,
Der fuhr in den Sturm mit Lachen,
Und schwang er die Lanze von Eschenholz,
Da mußten die Schilde zerkrachen.
Die Traube von Chios, das Gold von Byzanz
Begehrte sein Herz, und sein Hammer gewann's.

Doch priesen die Freunde den blühenden Leib
Der Römerin, die sie gefangen,
Und lobt' ihm ein And'rer sein ehrlich Weib,
Das daheim sein harrte mit Bangen,
Und sprach ihm von Liebe und Liebesgluth —
Laut lachte Jung Sigurd wie brandende Fluth.

„Mein schwellendes Segel hat weißere Brust
Als eure Buhlen, ihr Schelme,
Mir ist kein Weiberauge bewußt
So licht, wie der Stein hier am Helme,
Und lüstet nach lieblicher Süße mein Mund,
So schlürf' ich den feurigen Wein von Burgund.

Ja, stiege von Asgard, strahlend und licht,
Mir Freya selber hernieder,
Ich höb' um all' ihre Schönheit nicht
Empor meine Augenlider,
Und wenn mein Aug' ihres Anblick's begehrt,
Wollt' ich nie mehr schauen Schild und Schwert." —

Und sie landen am öden Felsenstrand
In der heißen Mittagssonnen —
Jung Sigurd einsam streifet durch's Land,
Da hört er den rieselnden Bronnen,
Und als er schreitet zum Quellenrand,
Da steht ein Mädchen im Bettlergewand;

Verhüllt das Haupt und der Nacken war,
Weiß glänzen die nackten Füße,
Aus dem Schleier floß goldglänzendes Haar,
Ihre Stimme, die klang viel süße,
Und als sie den Krug ihm freundlich bot —
Da wurden die Wangen ihm bleich und roth:

Und es wallte sein Blut und sein Herz schlug laut,
Und er rief: „O lege geschwinde,
Daß dich mein verlangend' Auge schaut,
Vom Haupte die hüllende Binde:
Aus Mantel und Schleier, wie strahlt es licht,
Wie hold muß erst strahlen dein Angesicht."

Und er ziehet und bittet und zerret und fleht —
Da rief sie: „Dir werde dein Wille!"
Und der Mantel fällt und der Schleier verweht —
Da wurde Jung Sigurd stille, —
Denn Freya erkannte er vor sich steh'n,
Wie sie hoch in Walhalla die Himmlischen seh'n.

Von den Schläfen wallte das goldene Haar,
Roth glänzten die runden Wangen,
Ihre großen Augen schimmerten klar,
Wie zwei Sonnen, frisch aufgegangen,
Und den Nacken umschloß das gold'ne Geschmeid',
Das der Anmuth allmächtigen Zauber verleiht.

Jung Sigurd starrete auf sie hin,
Da sprach sie zu ihm gewendet:
„Du schautest des Himmels Königin, —
Fortan sei dein Auge geblendet,
Und es werde vollendet dein trotzig' Wort:
Nie schauest du Schild und Schwert hinfort."

Und es ließ der Blinde von Schwert und Schild,
Und begann die Harfe zu schlagen:
Doch es schuf das reine, göttliche Bild
Seine Nacht zu leuchtenden Tagen,
Und es konnte vor ihm kein Sänger besteh'n,
Denn er hatte die Göttin der Schönheit geseh'n.

Felix Dahn.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0212-5
DFG

Joseph Fay.

Jung Sigurd.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0213-1
DFG

Zauberblick.

Die Burg, die liegt verfallen
In schöner Einsamkeit,
Dort saß ich vor den Hallen,
Bei stiller Mittagszeit.

Es ruhten in der Kühle
Die Rehe auf dem Wall
Und tief in blauer Schwüle
Die sonn'gen Thäler all'.

Denn in dem Fensterbogen
Eine schöne Frau stand,
Als hütete sie droben
Die Wälder und das Land.

Ihr Haar, ein gold'ner Mantel,
War tief herab gerollt;
Auf einmal sie sich wandte,
Als ob sie sprechen wollt'.

Tief unten hört' ich Glocken
In weiter Ferne geh'n,
Ich aber mußt' erschrocken
Zum alten Erker seh'n.

Und als ich schauernd lauschte —
Da war ich aufgewacht
Und unter mir schon rauschte
So wunderbar die Nacht.

Träumt' ich im Mondesschimmer?
Ich weiß nicht, was mir graut,
Doch das vergeß' ich nimmer,
Wie sie mich angeschaut!

Josef Freiherr v. Eichendorff.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-33855-p0214-7
DFG